■ Der phantasierte Tod

Isabel Richter, Der phantasierte Tod. Bilder und Vorstellungen vom Lebensende im 19. Jahrhundert (Campus Historische Studien; Bd. 58). Frankfurt/New York (Campus Verlag) 2010, 380 S., 9 farbige und 24 s/w-Abb., 39,90 €

Die Historikerin Isabel Richter untersucht Formen der Auseinandersetzungen »individueller Menschen« mit dem eigenen, vorweggenommenen Tod im 18. und 19. Jahrhundert. Sie konzentriert sich auf drei traditionelle mediale Bereiche, nämlich gedruckte deutschsprachige Tagebücher, Trauerschmuck aus menschlichem Haar, Totenmasken sowie Postmortemfotografien.

Ausgangspunkt und Kern der Studie ist die Auseinandersetzung mit dem Konzept der »Erfahrung« in geschichtswissenschaftlichen Ansätzen der letzten 30 Jahre, nach denen Sinnbildungsprozesse auf subjektiv erlebter Wirklichkeit beruhen. Der Autorin geht es um einen »Beitrag zur Geschichte von Emotionen«. Hierbei erweisen sich als Schlüsselbegriffe aus sozialphänomenologischer Perspektive das Erlebnis, der Wissensvorrat und die Sinnstiftung, die sich zu einem dynamischen Erfahrungsprozess verquicken. Wenn in diesem Kontext von Fantasien die Rede ist, so seien damit keine Wahnvorstellungen oder Trugschlüsse gemeint, sondern die Einbildungskraft, also das Vermögen zur Imagination. Es geht somit um die Bedeutung kultureller Fantasien historischer Konstruktionen und Entwürfe des Selbst von der eigenen Vergänglichkeit.

Da der Tod ein zentrales Thema in Tagebüchern des 18. und 19. Jahrhunderts ist, untersucht Richter 72 Tagebücher aus der Zeit von 1716 bis 1913 in Form von Fallstudien im Hinblick auf den Umgang der Verfasser mit der Vergänglichkeit, dem eigenen Lebensende und dem Tod Anderer. Sie fragt im Besonderen nach den Motivationen der Schreibenden, sich mit dem eigenen Lebensende auseinanderzusetzen, nach der Bedeutung von Riten und nach Spezifika von Sinnbildungsprozessen. Das Tagebuchschreiben an sich wird mit dem radikalen Protestantismus, nämlich als einer Art Gewissensprüfung und Selbstkontrolle assoziiert, die eine Selbstdisziplinierungs- und Reinigungsinstanz im Dialog mit Gott sind. Die Praxis des Schreibens wirkt nach Richter wie eine ritualisierte und ständig wiederholte rituelle Reinigung.

Richter stellt bei der Lektüre der Tagebücher eine allmähliche Erosion des Bildes vom guten Tod fest, das zunehmend von Skepsis und Zweifel an der christlichen Offenbarung durchsetzt ist. Auch in den

Seelenbildern der Tagebuchschreiber erkennt sie Risse in der christlichen Gewissheit, dass eine unsterbliche Seele existiert. So verbinden sich beispielsweise in den physiologischen Forschungen Albrecht von Hallers Fragen der Seelenlokalisation mit der Suche nach einer materiell fixierbaren Interaktion von Leib und Seele. In die leiblichen Integritätsbilder von der Auferstehung, die etwa bei dem württembergischen Pfarrer Philipp Matthäus Hahn als eine verklärte Körperlichkeit imaginiert wird, mischen sich ebenfalls Zweifel, und das Jenseits stellt sich zunehmend als Abstraktum dar.

Richters Analyse der Tagebücher zeigt nun Folgendes: die Vorstellung vom Sterben als Heimkehr und erfüllter Vereinigung mit Gott, die bis ins späte 19. Jahrhundert andauert. Sie ist verknüpft mit Narrationen über den Himmel und die Integrität. Insgesamt kann von einer Ambivalenz in der Haltung gegenüber dem Leichnam gesprochen werden, in der sich angstbesetzte Fantasien über die Auflösung des Körpers mit Vorstellungen von einem ruhigen Abschied im Schoße christlicher Rituale abwechseln.

Der anschließenden Untersuchung des Haarschmucks und der Totenmasken werden zunächst Überlegungen über den Unterschied der »Lesbarkeit« von Gegenständen, also Zeichen materieller Kultur und Texten vorangestellt. Ob – wie von Richter postuliert – der Sprache tatsächlich ein höheres Eindeutigkeitspotenzial innewohnt als Objekten der materiellen Kultur, sei dahingestellt.

Totenmasken werden vorwiegend in der bildungsbürgerlichen, männlichen Elite abgenommen und sind anders als der eher protestantische Trauerschmuck nicht konfessionsspezifisch. Totenmasken sind eher öffentlich präsentierte, der Haarschmuck private Erinnerungsobjekte. Beim Haarschmuck ist es nicht immer eindeutig, ob es sich um Freundschafts- oder Trauerschmuck handelt. Richter beurteilt die Verbindung des Haarschmucks zum Protestantismus zurückhaltend. Insgesamt rekapituliert sie – wie bereits in dem von Karen Ellwanger, Heidi Helmhold, Traute Helmers und Barbara Schrödl herausgegebenen Band *Das letzte Hemd* – weitgehend Bekanntes über Schmuckstücke aus menschlichem Haar: Während der Haarschmuck den Wunsch nach einer Vergegenwärtigung des Toten ausdrückt, verweisen die Totenmasken unverhohlen auf die Todesstunde und helfen, den Tod zu realisieren und dadurch den Abschied zu erleichtern. Totenmasken wurden seit dem letzten Drittel des 18. und während des gesamten 19. Jahrhunderts angefertigt. Sie haben, wie Egon Friedell bemerkte, etwas »Entsiegelndes« und »Entschleierndes« und legen das eigentliche Wesen des Verstorbenen frei.

Richter gibt einen instruktiven Überblick über wichtige Sammlungen historischer Totenmaskensammlungen, die bezeichnender Weise fast immer in naturkundlich-zoologischen Museen beheimatet sind. Sie skizziert die Geschichte ihrer Verwendung und Herstellung seit der Antike und die Publikations- und Rezeptionsgeschichte seit den 1920er Jahren. Hier konstatiert die Autorin einen Wandel der Interpretationsschwerpunkte von einer noch »deutlichen Assoziation der Totenmasken mit der Physiognomik der 1920er Jahre« zur Deutung als transzendentale Objekte in einer religionsfernen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis hin zu ihrer Akzentuierung »vor dem Hintergrund der Ausdruckspsychologie und Kulturgeschichte« zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Ein wesentlicher Aspekt bei der Verwendung der Totenmasken als säkularisiertes Trauer- und Gedenkritual scheint nach Richter der Einfluss der Wissenschaft, d.h. der Physiognomik auf die sepulkrale Kultur des langen 19. Jahrhunderts zu sein. Fußend auf der Physiognomik geht es einerseits um die Suche nach Individualität und andererseits um Stigmatisierung und Typologisierung angesichts des Todes. Während der Haarschmuck eher die haptische

Dimension und körperliche Nähe in der Auseinandersetzung mit dem Tod des Anderen anspricht, stellen Totenmasken eher den Distanzsinn des Sehens und somit eine größere Distanz zum Leichnam in den Vordergrund. Sie inszenieren den Tod als etwas Fremdes.

Richter hat mit der Untersuchung der materiellen Güter und Objekte der Trauerkultur, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Gefühlskultur und der Mentalitäten im Umgang mit Sterben und Tod geleistet. Ihre Befunde korrelieren mit der Geschichte der Psychologisierung und Dechristianisierung des Untersuchungszeitraums, in dem sich langfristig eine zunehmende Ambivalenz in der Einstellung zum Umgang mit dem Leichnam erkennen lässt. Gerade diese von Ambivalenz und zäher Kohärenz geprägten langen Prozesse des Einstellungswandels sind ein weiterer Beleg für die von Fernand Braudel entwickelte Theorie der *longue durée*, die hier aber keine Anwendung findet.

Barbara Happe (Jena)